

CHARLOTTE KURBJUHN

## Erotischer Atomismus

Goethes ›Wiederfinden‹

### *Wiederfinden*

Ist es möglich, Stern der Sterne,  
Drück' ich wieder dich ans Herz!  
Ach! was ist die Nacht der Ferne  
Für ein Abgrund, für ein Schmerz.  
Ja du bist es! meiner Freuden  
Süßer, lieber Widerpart;  
Eingedenk vergangner Leiden  
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde  
Lag an Gottes ew'ger Brust,  
Ordnet' er die erste Stunde  
Mit erhabner Schöpfungslust,  
Und er sprach das Wort: Es werde!  
Da erklang ein schmerzlich Ach!  
Als das All, mit Machtgebärde,  
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht! sich trennte  
Scheu die Finsterniß von ihm,  
Und sogleich die Elemente  
Scheidend auseinander fliehn.  
[\*] Rasch in wilden wüsten Träumen,  
Jedes nach der Weite rang,  
Starr, in ungemessnen Räumen,  
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.[\*]

Stumm war alles, still und öde,  
Einsam Gott zum erstenmal!  
Da erschuf er Morgenröthe,  
Die erbarmte sich der Quaal;

Sie entwickelte dem Trüben  
 Ein erklingend Farbenspiel  
 Und nun konnte wieder lieben  
 Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben  
 Sucht sich was sich angehört,  
 Und zu ungemäßigtem Leben  
 Ist Gefühl und Blick gekehrt.  
 Sey's Ergreifen, sey es Raffen,  
 Wenn es nur sich faßt und hält!  
 Allah braucht nicht mehr zu schaffen,  
 Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln  
 Riß es mich an deinen Mund,  
 Und die Nacht mit tausend Siegeln  
 Kräftigt sternenhell den Bund.  
 Beyde sind wir auf der Erde  
 Musterhaft in Freud und Quaal  
 Und ein zweytes Wort: Es werde!  
 Trennt uns nicht zum zweytenmal.<sup>1</sup>

Das Gedicht ›Wiederfinden‹, »eines der meistinterpretierten und emphatisch gepriesenen unter den Gedichten des ›West-östlichen Divan‹«,<sup>2</sup> ist bekanntermaßen nicht nur ein Liebesgedicht, sondern entwirft zugleich eine poetische Kosmogonie. Goethe selbst unterstrich dies, indem er das Gedicht in der Ausgabe seiner Werke letzter Hand zweimal abdrucken ließ, einmal im Kontext des ›Divan‹ im »Buch Suleika«, einmal in der Abteilung »Gott und Welt«.<sup>3</sup> Der hierin zum Ausdruck kom-

1 WöD 1, S. 96 f.

2 So Michael Böhler, [Art.] Wiederfinden, in: Goethe-Handbuch, Bd. 1: Gedichte, hrsg. von Regine Otto und Bernd Witte, Stuttgart und Weimar 1996, S. 418–424, hier: S. 422; vgl. die Zitate aus der Forschungsliteratur ebd. – Zu einer umfassenden Bibliographie vgl. den Kommentar in WöD 2, S. 1300 f., und mit jüngsten Ergänzungen die bibliographischen Angaben bis 2019 bei Wolfram Groddeck, Zu Goethes Gedicht ›Wiederfinden‹, in: Goethe-Jahrbuch 136 (2019), S. 167–181, hier: S. 168, Anm. 2.

3 Zur »Doppelnatur« des Gedichtes als Liebesgedicht und als »mythisch-kosmogonische[s]« hinsichtlich des doppelten Druckorts in der Ausgabe letzter Hand vgl.

mende Doppelcharakter des Gedichtes findet seine formale Ausprägung in dessen Aufbau, denn »Gott und Welt« bilden das Thema mindestens der mittleren vier der insgesamt sechs Strophen, die einen ganz eigenen Schöpfungsbericht darbieten. So eigenwillig die hier geschilderte Kosmogonie auch erscheint, steht sie doch in mehrfachen, jeweils sehr spezifischen zeitgenössischen Kontexten, die von Goethes Interessenpluralismus in den ›Divan‹-Jahren zeugen und abermals die Vielzahl der verschiedensten Einflüsse sichtbar werden lassen, von denen die Gedichte der Sammlung geprägt sind. Die mittleren vier ›kosmogonischen‹ Strophen von ›Wiederfinden‹ präsentieren ein besonders komplexes Beispiel solch synkretistischer Verschmelzung, wie im folgenden zu zeigen ist.

Am prägnantesten zeigt sich der Doppelcharakter des Gedichtes bereits in der Struktur der Rahmung, denn die genannten vier inneren Strophen des Gedichtes werden umschlossen von zwei Strophen, die das (titelgebende) Schicksal zweier Liebender zum Gegenstand haben, die nach einer Trennung unverhofft einander wiederfinden. Üblicherweise wird die geschilderte Konstellation mit dem Wiedersehen Goethes und Marianne Willemers in Heidelberg in Verbindung gebracht, denn das Gedicht entstand, wie die Datierung auf der Handschrift vermerkt, am 24. September 1815, nachdem die Willemers Goethe dorthin unerwartet nachgereist waren.<sup>4</sup> In der Reinschrift des Gedichts<sup>5</sup> standen zunächst anstelle der mit Asteriskus markierten v. 21 bis 24 in der dritten Strophe folgende Verse:

Böhler (Anm. 2), S. 419; Groddeck (Anm. 2), S. 179 f. Christoph Perels, Unmut, Übermut und Geheimnis. Versuch über den ›West-Östlichen Divan‹ von Goethe, in: ders., Goethe in seiner Epoche. Zwölf Versuche, Tübingen 1998, S. 191–218, bemerkt, das Gedicht führe »auf sublimen Weise Religiöses, Naturwissenschaftliches und das Liebesmotiv gleichzeitig durch[ ]« (S. 209 f.). Zu den Drucken vgl. WöD 2, S. 1292.

4 Zur Entstehung vgl. die Übersicht in WöD 1, S. 797. – Die biographischen Entstehungskontexte wurden in zahlreichen Beiträgen rekapituliert bzw. rekonstruiert; vgl. pointiert Böhler (Anm. 2), S. 418 f.

5 Vgl. dazu Böhler (Anm. 2), S. 419, und die Abbildung bei Groddeck (Anm. 2), S. 170 f. Die ersten drei Strophen der Reinschrift stehen auf der Vorderseite des Blattes, die Strophen 4 bis 6 auf der Rückseite. Die zu tilgenden Verse sind mit Tinte diagonal gestrichen, die zu ergänzenden vier Verse (in geringfügig kleinerer Schrift in kräftigerer Tinte) unterhalb der dritten Strophe eingefügt. Vgl. ausführlich Groddecks Überlegungen zur Textgenese (S. 176 f.).

Da erscholl in Jammerklagen  
 Was die Ewigkeit verband  
 Und in schmerzlich strengen Tagen  
 Einsam sich, allein empfand

Denn das Oben und das Unten  
 Ward zum erstenmal geschaut  
 Unter freyem Himmelsrunde  
 Tief der Erde Schoos erbaut.  
 Ach da trennte sich fur immer,  
 War doch der Befehl geschehn!  
 Feuerwasser in den Himmel  
 Wellenwasser in die Seen.<sup>6</sup>

Diese Überarbeitung wird für die Analyse weiter unten relevant werden, zunächst soll jedoch der Wortlaut der Druckfassung interessieren. Dazu sei kurz noch einmal der Aufbau des Gedichtes vergegenwärtigt. Die erste der sechs doppelten, also achtzeiligen Suleika-Strophen schildert das Wiederfinden zweier Liebender nach schmerzlicher Trennung; die wiedergewonnene Gegenwart scheint kaum glaublich und ist von ambivalentem Schauer geprägt angesichts »vergangner Leiden«. In der zweiten Strophe folgt aber – anscheinend – keine Rückschau auf beider individuelles Schicksal, sondern ein Sprung in die Zeit vor aller Zeit, indem die Strophen zwei bis fünf eine außergewöhnliche Kosmogonie entfalten.

Diese beginnt in der zweiten Strophe mit der Evokation einer vorgängigen Verbindung von Gott und Welt vor der Schöpfung – die Welt liegt an Gottes Brust, wie das Ich in der ersten Strophe das Du ans Herz drückt. Aus »erhabner Schöpfungslust« plant Gott die »erste« Schöpfungstunde, aber offenbar nicht weiter darüber hinaus. Aus der »Schöpfungslust« resultiert die »logothetische«<sup>7</sup> Schaffung der Wirklichkeiten durch Gottes »Es werde!«, das katastrophale Konsequenzen hat: Das All zerbricht, die Elemente streben ohne Bewusstsein in maßloser Expansion auseinander, entsetzliche Stille und Ödnis herrschen überall. Das Zerbersten des Alls, verdeutlicht inmitten dunkler a-Laute am Ende der zweiten Strophe vor allem durch das »Ach«, hallt als Echo

6 WöD 2, S. 1296 f.

7 Böhler (Anm. 2), S. 421.

nicht nur in der »Machtgebärde« und »brach« nach,<sup>8</sup> sondern hat zuvor schon die erste Strophe mit »Ach« und »Nacht« grundiert. Die nach dem Bruch eintretende dröhnende Stille wird durch die »Mittel-Zäsur des Gedichts«<sup>9</sup> zwischen »ohne Klang« und »Stumm« vergegenwärtigt. Dieses Schweigen der Schöpfung lässt die Aussage »Einsam Gott zum erstenmal« besonders effektiv hervortreten; bereits Sulpiz Boisserée hob besonders diesen Gedanken des Gedichtes hervor.<sup>10</sup> Gott kann, so die vierte Strophe weiter, Trost erst finden, nachdem er die »Morgenröthe« erschaffen hat, die dem »Trüben« synästhetische Farb- und Klangfreuden und zugleich die Liebesfähigkeit in die Schöpfung bringt.<sup>11</sup> Die Schilderung der ungeheuren, schnellen, unbegrenzten Expansion des Geschaffenen in Strophe 3 und die nachfolgende, mit der Schaffung der Morgenröte gewährleistete Konzentration desselben in den Strophen 4 und 5 erinnern sowohl an das in »Dichtung und Wahrheit« entworfene kosmogonische Prinzip von Entgrenzung und Begrenzung als auch an das Prinzip von »Diastole und Systole«,<sup>12</sup> das Goethe in den »Noten und Abhandlungen« für die persische Poesie konstatierte. Nach der vorgängigen Expansion schildert also Strophe 5 die elementare Konzentration: Das, was einander zugehört, verbindet sich eiligst miteinander. Unvermittelt lautet die Konsequenz daraus, überleitend von der fünften zur sechsten, letzten Strophe und damit zur Rahmung des Gedichts, dass das Wir, das sich in der ersten Strophe wiedergefunden hatte, nun »Allah[s]« Welt schaffe. Das »So« knüpft die Vereinigung des »Wir« an die elementare, kosmische Fusion des getrennten Zusammengehörigen, ihre Verbindung erhebt die Liebenden, so heißt es in den Versen, zum irdischen Musterpaar für Liebesgeschehen, und ebenso unvermittelt

8 Vgl. Birus: »Die hier (v. 3) wie mehrmals im »Buch Suleika« (und sonst nirgends im »West-östlichen Divan«) gebrauchte elegische Interjektion »ach!« wird zum Schmerzensecho des Alls auf das Schöpfungswort vergegenständlicht.« (WöD 2, S. 1295)

9 Groddeck (Anm. 2), S. 176.

10 Vgl. Boisserées Tagebucheintrag vom 3. Oktober 1815, zit. in WöD 2, S. 1297, dazu s. u.

11 Man kann auf eine Parallele zu der Verbindung von Nebelbogen, Regenbogen und der Liebeshoffnung des »Greises« im Gedicht »Phänomen« verweisen, aber auch die »Farbenlehre« wurde bevorzugt zur Interpretation herangezogen, dazu unten mehr (Anm. 13).

12 WöD 1, S. 292; vgl. auch Böhler (Anm. 2), S. 420.

wie die Übernahme der Schöpfungskompetenz steht am Ende des Gedichtes die Proklamation, dass ein »zweytes Wort: Es werde!« das Paar nicht noch einmal trennen könne.

Diejenigen Aspekte, die von der umfangreichen Forschung vor allem herausgearbeitet wurden, betreffen insbesondere die Bezüge zur Erwähnung der Morgenröte in Goethes Farbenlehre<sup>13</sup> und zu seiner »Privat-Kosmogonie«<sup>14</sup> am Ende des achten Buchs von ›Dichtung und Wahrheit‹.<sup>15</sup> Auf die biblischen Quellen in der Genesis und in den Psal-

13 Zuletzt Groddeck (Anm. 2), S. 177 f.; zum entscheidenden Unterschied bei der Beurteilung der Morgenröthe in der ›Farbenlehre‹ (§154) ebd., S. 178: »Im Gedicht ist die ›Morgenröthe‹ [...] Subjekt der Farbenentwicklung und nicht ihr Effekt« wie in der Farbenlehre, wo die »Sonne« als Ursache der »Röthe« erscheint. – Perels (Anm. 3, S. 212) verweist auf Goethes Wertung der Farbe Rot in der ›Farbenlehre‹, wenn es dort heißt: »wir behaupten, daß diese Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte« (MA 10, S. 236, §793), »Rot sei die ›höchste aller Farbenscheinungen‹ [MA 10, S. 236, §794]. Es ist also nur das Rot, das als einzelne Farbe das Farbenspiel im Ganzen hervorbringen kann, da es ja alle andern in sich enthält.« Die »Morgenröthe« vergegenwärtige demnach die »Totalität des Farbenkreises«, »das Attribut ›erklingend‹« dessen »Harmonie« (ebd., S. 213). Albrecht Schöne (Goethes Farbentheologie, München 1987, S. 226–228) liest ›Wiederfinden‹ als »vollkommenes Beispiel« jener »Anwendungen und Deutungen« (S. 227) der Farbenlehre, wie Goethe selbst sie am Ende des ›Didaktischen Teils‹ erwähnt hatte: »mittels der Chroagenesie wird die Wiedervereinigung der voneinander getrennten Liebenden als Widerspiegelung der Kosmogonie gedeutet« (ebd.); zur »Morgenröte« im Sinne der ›Farbenlehre‹, welche »die Farben als die im Medium des Trüben bewirkten ›Taten des Lichts‹ begreift«, vgl. ebd., S. 228. ›Wiederfinden‹ gehört zu der Gruppe von 66 Gedichten Goethes aus unterschiedlichen Kontexten, die Schöne am Ende seiner Studie als »›Farbenlehre in Versen‹ und ›missionarische Poesie‹« (S. 173) im Sinne einer ›Farbentheologie‹ präsentiert. Am Ende meines Beitrags versuche ich, die »Morgenröthe« im vorliegenden Gedicht sowohl vor dem Hintergrund der Lukrez-Lektüre Goethes als auch im Sinne einer (darauf beruhenden) poetologischen Akzentuierung darzustellen.

14 So Birus in WöD 2, S. 1294.

15 Vgl. Böhler (Anm. 2), S. 420; Walter Marg, Goethes ›Wiederfinden‹, in: Euphorion 46 (1952), S. 59–80, S. 66 f.; Gisela Luther, Goethes ›Wiederfinden‹, in: Interpretationen zum West-östlichen Divan Goethes, hrsg. von Edgar Lohner, Darmstadt 1973 (= Wege der Forschung 288), S. 250–276; zur »Verwandtschaft mit Kategorien aus dem mystisch-alchemistischen Bereich« sowie zu Goethes eigenwilligen kosmogonischen Vorstellungen ebd., S. 260–263, Zitat S. 260. Zu mystisch-alchemistischen Vereinigungs-Konzepten vgl. auch ebd., S. 271 f.

men (»Nähme ich Flügel der Morgenröthe«, Ps. 139,9)<sup>16</sup> wurde ebenso hingewiesen wie auf Koran-Anklänge<sup>17</sup> und Parallelen in platonisch-plotinischer Tradition wie im Falle des »Mythos vom androgynen Kugelmenschen aus Platons ›Symposion‹«.<sup>18</sup> Ich möchte über diese Aspekte hinausgehend versuchen, Goethes ›Wiederfinden‹ in einem bislang noch nicht näher untersuchten Kontext zu verorten, und zwar mit Blick auf Carl Ludwig von Knebels Lukrez-Übersetzung. Den Ausgangspunkt für die Perspektive bietet ein Tagebucheintrag von Sulpiz Boisserée, der am 3. Oktober 1815 notierte, er habe mit Goethe über dessen »Gedicht von der Schöpfung« gesprochen, »das er dieser Tage gemacht und wo nur ein Gedanke verkehrt war und die ganze Komposition gestört und verdorben hat. Er fand nachher und warf ihn hinaus.«<sup>19</sup> Boisserée habe Goethe an dessen »Vorhaben« erinnert, »ein Natur-Gedicht zu schreiben. Er verwirft es jetzt. Man ist zu sehr gebunden. Besser einzelne abgerissene Gedanken wie die einzelnen Gedichte des ›Divan‹ – die man nachher in ein Ganzes ordnet.«<sup>20</sup>

Unter Goethes Äußerungen zu diesem lange gehegten Plan, ein »Natur-Gedicht« zu verfassen, ist besonders eine briefliche Äußerung gegenüber seinem »Urfreund« Carl Ludwig von Knebel aus dem Jahr 1799 aufschlussreich. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Knebel bereits seit mehreren Jahren an einer Übersetzung von Lukrez' epikureisch-mate-

16 Groddeck (Anm. 2), S. 174; Perels (Anm. 3), S. 214.

17 WöD 2, S. 1295.

18 Groddeck (Anm. 2), S. 169. Zu den »zahlreichen Berührungspunkte[n] zur biblischen Genesis, zu antiken Mythen wie zu solchen des Neuplatonismus, der Mystik und Kabbalistik« generell Böhler (Anm. 2), S. 421; zur »ursprünglichen Einheit der Geschlechter« vgl. auch Luther (Anm. 15), S. 270 f.

19 WöD 2, S. 1297. Vgl. die oben abgedruckten Verse der Reinschrift, dazu Marg (Anm. 15), S. 70, mit der These, die vermeintlich ovidischen »Vorlagen« mit ihrer »Vorstellung von der Durchordnung der Welt« seien hier noch zu wenig dem eigenen Konzept angeglichen gewesen. »Eine Ordnung der Welt [in Oben und Unten] hat etwas von Harmonie«, außerdem setze die Einsamkeit der Wesen voraus, dass sie sich schon an »so etwas wie ein Begehren, wie Liebe« erinnerten und die Morgenröte dann nichts wesentlich Neues mehr schaffe (ebd., S. 65). Plausibler scheint noch, dass die Einsamkeit Gottes, die erst in der darauffolgenden Strophe erscheint, weniger markant gewirkt hätte, wenn bereits zuvor die Einsamkeit der Geschöpfe evoziert worden wäre, wie es in der Reinschrift zunächst der Fall war. Vgl. in diesem Sinne auch Groddeck (Anm. 2), S. 177.

20 WöD 2, S. 1297.

rialistischem Lehrepo ›De rerum natura‹ (›Von der Natur der Dinge‹). Am 22. Januar 1799 betonte Goethe die Notwendigkeit dieser Unternehmung als Basis für ein *eigenes* »Naturgedicht in unseren Tagen«. <sup>21</sup> Bereits in den 1780er Jahren hatte Goethe gegenüber unterschiedlichen Personen erklärt, dass er der Lukrezischen Lehre anhänge. An Knebels Übersetzung, die spätestens 1812 abgeschlossen war, nahm Goethe seit den 1790er Jahren regen Anteil, und es kann von einer gründlichen Kenntnis des Textes ausgegangen werden. Als Knebels Lukrez-Übersetzung schließlich 1821 bei Göschen erschien, <sup>22</sup> verfasste Goethe eine Anzeige der Neuerscheinung in der Zeitschrift ›Über Kunst und Alterthum‹. Darin bemerkt er, das Werk verdiene den »Antheil der jetzigen Zeit besonders«, verklausuliert dann aber vorsichtig: <sup>23</sup> »Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lukrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man sollte erfahren, wie man sechs bis acht

<sup>21</sup> WA IV 14, S. 9 f.

<sup>22</sup> T. Lucretius Carus, Von der Natur der Dinge [übersetzt von Knebel] mit dem lateinischen Text nach Wakefield's Ausgabe, 2 Bde., Leipzig 1821 (zitiert als *Lukrez* (*Knebel*) bzw. *De rer. nat.* mit Angabe von Buch und Verszahl des lateinischen Textes, wobei die Verszählung nicht immer mit heutigen Ausgaben übereinstimmt). Knebels Übersetzung trägt auf dem Titelblatt als Motto ein Ovid-Zitat mit einer Würdigung der Dichtungen des ›erhabenen Lukrez‹.

<sup>23</sup> Knebel hatte bereits 1799 auf Goethes Überlegungen zu einem eigenen (an Lukrez orientierten) »Natur-Gedicht« hin das zeitgenössische Wagnis einer solchen Dichtung betont: »Es ist allerdings ein ungeheures Unternehmen, das aber deine Schultern allein zu tragen vermögen. Selbst in Rücksicht des Gemüthes würde es ein Wagestück seyn, da Du Dich von der Wahrheit des Lukrezischen Geistes nicht würdest entfernen wollen. Zu einer Zeit aber, wo man, aus Mangel gesunder Grundsätze, offenbar ein Verfinsterungssystem einzuführen sucht, würde man bei Aufdeckung solcher Wahrheiten [...] Gefahr laufen.« (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, hrsg. von Gottschalk Eduard Guhrauer, 2 Bde., Leipzig 1851, hier: Bd. 1, S. 202 f.) Vgl. zu Knebels Lukrez-Übersetzung Verf., Knebels Autonomie. Elegien und Epikureismus im klassischen Weimar (1798–1800), in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 60 (2016), S. 243–275, hier: S. 267 f. – Knebel steuerte auch *Orientalia* zu Goethes Arbeit am ›Divan‹ bei; so hatte er bereits 1799 (anhand von Übersetzungen) eine »arabische Elegie« in deutsche Distichen übertragen, die er dann 1815 ebenso wie zwei »Türkische Gedicht[e]« Goethe zukommen ließ. Auf Knebels Anregungen gehen im ›Divan‹ der ›Charakter‹ »Hatem-Zograi« und das Gedicht ›Fetwa‹ zurück (vgl. dazu Verf., a. a. O., S. 274, und ausführlich Anke Bosse, »Meine Schatzkammer füllt sich täglich ...«. Die Nachlaßstücke zu Goethes West-östlichem Divan. Dokumentation und Kommentar, 2 Bde., Göttingen 1999, Bd. 1, S. 499–506 sowie S. 260–262).

Decennien vor unserer Ära gedacht hat: als Prologus zu unserer christlichen Kirchengeschichte ist dieses Document höchst merkwürdig.«<sup>24</sup> Auf Goethes Vorbehalte ist noch zurückzukommen.

Inwiefern aber nun das Gedicht ›Wiederfinden‹ aus dem Jahr 1815 von Lukrez' Epos geprägt ist und was man für das Verständnis des Gedichts gewinnt, wenn man es im Zeichen eines gewissermaßen erotischen Atomismus liest, möchte ich im folgenden darlegen.

### *I. Lukrezischer Panerotismus*

Es beginnt mit dem ersten Vers des Gedichtes, in dem die Geliebte als »Stern der Sterne« angesprochen wird. Dies ist nicht einfach nur ein poetischer Katasterismus. Die hymnische Anrufung dieses alle anderen übertreffenden Sterns wird durch den Bildbereich der vierten Strophe, in der die »Morgenröthe« erscheint, nachträglich von einer für dieses Gedicht charakteristischen Polysemie gekennzeichnet. Denn der Stern, der sich am Morgen am hellsten am Firmament zeigt, ist der Morgenstern: der Lichtbringer, Lucifer also, der zunächst auf Goethes Kosmogonie-Entwurf in ›Dichtung und Wahrheit‹ verweist: Dort wird Lucifer imaginiert als derjenige, »welchem [...] die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Sein ausgehen sollte«,<sup>25</sup> zugleich ist er aber auch das Rollenmuster für alle Menschen. Diese sind wie er »zugleich unbedingt und beschränkt«; sie besitzen »ein vollkommenes Bewußtsein« und, das ist wichtig für die spätere Analyse, einen »entschiedene[n] Wille[n]«. Dies mache die Menschen, so Goethe in ›Dichtung und Wahrheit‹, zum »glücklichste[n] und unglücklichste[n] Geschöpf«, sie übernehmen »völlig die Rolle des Lucifer«. <sup>26</sup> Aus dieser Perspektive gelesen bestimmt also bereits der erste Vers des Gedichtes ›Wiederfinden‹ die angesprochene Geliebte als ›glücklichste und unglücklichste‹ zugleich, als Lichtbringerin mit starkem eigenem Willen. Diese Lesart setzt allerdings die Existenz eines Gottes voraus, zu dem der freie Wille in Widerspruch treten kann.

24 Von Knebels Übersetzung des Lukrez, in: Ueber Kunst und Alterthum, Bd. 3, H. 3 (1822), S. 156–162, hier: S. 157.

25 MA 16, S. 379.

26 Ebd., S. 380.

Doch der »Stern der Sterne«, der Morgenstern, ist ja zugleich die Venus, die in einem Liebesgedicht sehr sinnreich am Platze ist. Vor allem aber verweist sie auf den berühmten Venus-Hymnus am Beginn von Lukrez' Lehrgedicht. Er preist dort die alles schaffende und durchwirkende Kraft der Venus, die bei weiterer Lektüre seines Epos aber keineswegs als fürsorgliche Göttin in Erscheinung tritt, sondern vielmehr als das allem Seienden inhärente Prinzip, das allein die Welt bewegt.<sup>27</sup> Aus Lukrezischer Perspektive würde also die Geliebte in ›Wiederfinden‹ mit diesem universalen, fundamentalen Schaffensprinzip gleichgesetzt:

*Mutter der Aeneaden, o Wonne der Menschen und Götter [voluptas],  
 Holde Venus! die, unter den gleitenden Lichtern des Himmels,  
 Du das beschiffete Meer und die Früchte gebärende Erde  
 Froh mit Leben erfüllst; denn alle lebendigen Wesen  
 Werden erzeugt durch dich, und schauen die Strahlen der Sonne.  
 Wann du, Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde, die Wolken  
 Weichen vor dir; dir treibt die buntgeschmückete Erde  
 Liebliche Blumen empor; dir lachen die Flächen des Meeres,  
 Und es zerfließet in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.  
 Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat,  
 Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius auflebt,  
 Künden die Vögel der Luft dich zuerst an, Göttin, und deinen  
 Eintritt; deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.  
 Rüstige Heerden springen alsdann durch fröhliche Matten,  
 Setzen durch reißende Ströme: so mächtig fesselt die Anmuth,  
 Und dein zaubrischer Reiz die Natur der Lebenden aller,  
 Daß mit Begier [cupide] dir jegliches folgt, wohin du es anlockst.  
 Und so erregst du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüssen,  
 Unter der Vögel belebetem Haus, auf grünenden Auen,  
 Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe, wodurch sie  
 Sich fortpflanzen mit brünstiger Lust [cupide] in Art und Geschlechtern.  
 Weil denn du nur allein die Natur der Dinge regierest,  
 Ohne dich nichts hervor an die Pforten des himmlischen Lichts tritt,  
 Nichts den fröhlichen Trieb noch liebliches Wesen gewinnt:*

27 Die Götter existieren für Lukrez jenseits aller irdischen Belange in ewiger Heiterkeit und kümmern sich weder um unsere Tugenden noch unsere Vergehen oder gar Bitten, vgl. De rer. nat. I 56–61.

*Wünsch' ich, o Göttliche, dich zur Gehülfin; zu schreiben die Verse,  
Die von der Dinge Natur anjetzt ich zu bilden beginne [...].*<sup>28</sup>

Soweit das an Venus gerichtete Prooemium bei Lukrez. Auch die Kosmogonie von Goethes ›Wiederfinden‹ wird von einem analogen, wenn gleich zunächst freudig-ungläubigen Prooemium an den »Stern der Sterne« eingeleitet, dessen poetisches Inspirationspotential es noch zu betrachten gilt. Nötig scheint eine solche Anrufung, erfüllt doch »Schauder« das Sprecher-Ich bei der Erinnerung an das Vergangene – das dann aber mitnichten als individuelles Trennungsschicksal eines Paares vergegenwärtigt wird, sondern als universal zernichtende Kosmogonie. Erst die Schöpfung der Morgenröte – eigentlich bereits das zweite »es werde!« – vermag diesen Prozess umzukehren. Doch selbst wenn man die häufig angeführten Bezüge zur Morgenröte in Goethes Farbenlehre mit heranzieht,<sup>29</sup> bleibt offen, warum die Schaffung der »Morgenröthe« mit ihren synästhetischen Farb- und Klangreizen eine derartige Wirkung hat, warum sie eine Konzentration der Schöpfung und damit Liebe ermöglicht. Ein Blick in Lukrez' Epos ist hier und ebenso für den Gesamtzusammenhang der folgenden Strophen erhellend. Damit sollen keineswegs die häufig genannten Bezüge zur Farbenlehre suspendiert werden, ganz im Gegenteil: Dass Goethe nämlich auch in diesen Fragen auf Lukrez zurückgriff, ist im »Historischen Teil« der ›Farbenlehre‹ dokumentiert. Am Beginn des Abschnitts »Zweite Abteilung. Römer« zitiert Goethe etwa fünf Druckseiten aus Knebels

28 Lukrez (Knebel), Bd. 1, S. 5 (I 1–26). Hervorhebungen von Verf. – Das Prooemium hat ein Vorbild in der »Kosmogonie des Empedokles«, Lukrez' »Vorbild[ ] als Dichter-Philosoph«; Empedokles führte die Entstehung der Welt auf den Antagonismus von »Liebe und Streit« zurück, »unter deren Einfluss sich die vier Elemente vereinigen und trennen [...]. Venus personifiziert also [...] die schöpferischen Kräfte in der Welt«, darüber hinaus steht sie »für die Lust, die zu erlangen nach Epikur Ziel des menschlichen Lebens ist«. Dabei »ist Venus aber nicht nur das physisch kreative Prinzip, sondern [...] auch Inspiratorin poetischer Kreativität und Schönheit« (Klaus Binder, Kommentar, in: Lukrez, Über die Natur der Dinge. In deutsche Prosa übertragen und kommentiert von Klaus Binder. Mit einer Einführung von Stephen Greenblatt, Berlin 2014, S. 250). Vgl. auch Birus' Hinweis auf die »Kosmologie des Empedokles« in WöD 2, S. 1294, im Hinblick auf einen »aller Trennung vorausliegende[n] Anfangszustand der Welt«.

29 Vgl. oben Anm. 13.

noch unpublizierter Übersetzung der relevanten Passagen; er hatte den Freund 1807 brieflich um eine gesonderte Abschrift gebeten.<sup>30</sup>

## II. Morgenröte und Kosmogonie

Wichtiger als diese Passagen ist hier jedoch eine andere Stelle. Lukrez schildert im fünften Buch seines Epos die Entstehung der Welt aus einer dichten Urmasse, aus der sich zunächst Teile sonderten und dann Gleiches mit Gleichem sich zu verbinden suchte.<sup>31</sup> Die Erde ballte sich zuerst zusammen, da ihre Atome am schwersten waren, doch je dichter sich die Erde formierte, umso stärker presste sie »Stoffe hervor, durch die sich das Meer und die Sterne | Bildeten, Sonn' und Mond«. <sup>32</sup> Zuerst

[...] erhob sich [...]

*Feurig der Aether, und brach aus den lockeren Räumen der Erde  
Mächtig hervor, und nahm leicht mit sich die Menge der Feuer.  
Aehnliches sehen wir oft, wann frühe die strahlende Sonne  
Röthet mit goldenem Lichte die thaubeperleten Kräuter;  
Nebel die See aushaucht und die stets fortströmenden Flüsse,  
Ja zuweilen auch selbst zu dampfen scheint das Erdreich:  
Wie in der Höh' alsdann die Dünste zusammen sich ziehen,  
Dichtes Gewölke werden, und unterweben den Himmel.  
Damals hat sich auch so der leichte zerfließende Aether  
Ein in die dichtere Masse gehüllt, umschlossen mit dieser,  
Dann sich weiter ergossen nach allen Seiten und Enden,  
Und nun das Ganze zuletzt umfaßt mit strebenden Armen.*<sup>33</sup>

30 MA 10, S. 522–526. Vgl. den Kommentar ebd., S. 1146, und den Brief an Knebel vom 7. Oktober 1807 mit der Bitte um die Abschrift, WA IV 19, S. 426 f.

31 Vgl. dazu das Nachwort von Büchner in: Lukrez, *De rerum natura*. Welt aus Atomen. Lateinisch/Deutsch, übersetzt und mit einem Nachwort hrsg. von Karl Büchner, Stuttgart 1973 (= Universal-Bibliothek 4257), S. 573–636, hier: S. 606: »Im ständigen Getümmel der Atome werden einmal die zusammengefügt, die zusammengeschiedert, plötzlich passen und Anfang großer Dinge werden. Aus einem Urwirbel dieser Atommasse [...] scheidet sich das Gleiche zu dem Gleichen. [...] Aus den Poren der Erde erhob sich so der Äther und führte das leichte Feuer mit sich, im großen (!) ein Schauspiel, wie es die bei der Morgenröte dampfende Erde bietet.«

32 Lukrez (Knebel), Bd. 2, S. 145 (V 453 f.).

33 Ebd., S. 147 (V 458–471), Hervorhebung von Verf.

Die Morgenröte dient Lukrez als tägliches Sinnbild für die Schöpfung der Welt; die »Dünste«, das »dichte Gewölke« sind notwendig, um die haltlose Entgrenzung einzuhegen.<sup>34</sup> Dabei agiert der Aether bei Lukrez aus eigenem Antrieb, und diese Motivation drückt sich im lateinischen Text nicht so dezent in »strebenden Armen« aus, sondern in einem »avid[us] complex[us]«, einer gierigen Umarmung. Diese kosmische Umarmung macht es möglich: »nun konnte wieder lieben | Was erst auseinander fiel«. Damit ist allerdings noch nicht erklärt, wie das »Wiederfinden« eigentlich vonstattengeht, das sich in Strophe 5 ja (zunächst auf kosmischer Ebene) ereignet: Die begierige Hast, mit der sich Zusammengehöriges ergreift, erinnert an den Lukrezischen Venus-Hymnus mit der Schilderung des Panerotismus.

Stattdessen hat die Goethe-Forschung vor allem mit Blick auf die getilgten Verse der ersten Fassung von »Wiederfinden« gelegentlich auf Ovids »Metamorphosen« und das zweite Buch seiner »Ars amatoria« hingewiesen.<sup>35</sup> »Ovid der Erotiker, welcher hier Weltentstehung und

34 Vgl. aber De rer. nat. I, v.a. 1005 f. zu Lukrez' Vorstellung eines generell unbegrenzten Alls, denn wäre der Raum begrenzt, dann gäbe es ein »Unten«, und alle Masse hätte sich dorthin gestürzt und »Fest im Klumpen vereint« (Lukrez (Knebel), Bd. 1, S. 81, I 975): »Also dehnt unermesslich sich aus die Fülle des Daseyns, | Aller Grenzen beraubt, und hin nach jeglicher Seite.« (ebd., S. 83, I 990 f.)

35 Marg hat für die erste Fassung des Gedichtes Bezüge zur »griechische[n] Kosmogonie« geltend gemacht, die er insbesondere in Ovids »Ars amatoria« formuliert findet; diese fungiere demnach als »Mittelglied«, das »wichtig für das gesamte Gedicht« sei. Marg (Anm. 15), S. 68–72, bezieht sich v.a. auf »Ars amatoria« II, wo ab v. 467 die Entstehung der Welt geschildert wird. Parallelen betreffen (1.) die »Lehre von der Weltentstehung durch die Ausgliederung der Teile nach den Elementen« (allerdings räumt auch Marg ein, dass Goethe Details nicht aus Ovids »Ars«, sondern eher vom Anfang von dessen »Metamorphosen« entlehnt haben müsse, vgl. ebd., S. 68, zur Trennung von »leichte[m] Feuer« in der »himmlische[n] Feuerzone« und »schwere[m] Wasser [...] in Meeren«), (2.) »das sich einsam Empfinden der Wesenheiten« aus Goethes erster Gedichtfassung, dem bei Ovid die einsam umherirrenden frühen Menschen entsprächen, und (3.) den »unverblümt[en]« »Liebestrieb« der Lebewesen bei Ovid und das »Ergreifen« und »Raffen« bei Goethe (Marg, S. 68 f.). Schließlich wirke noch das »Ales habet quod amat« (Flügel habe alles, was liebe) in »morgenrothen Flügeln | Reiß es sich an deinen Mund« fort (ebd., S. 69). Marg sieht es als »unabweisbar, [...] daß »Wiederfinden« als Ganzes, in seiner Verbindung von Weltentstehung, von einem literarischen Vorbild bestimmt ist«, nämlich der Passage in Ovids »Ars amatoria«, wengleich unter »frei[er] Benutzung« (ebd., S. 69, vgl. S. 69 f., zu den Unterschieden). Margs gründliche Lektüre übersieht jedoch die sehr viel einschlägigeren Bezüge zu Lukrez' »De rerum natura«, die umso plausibler erscheinen, als

Liebe [...] verbunden hat«, habe »Goethe als den Erotiker, der er auch und zumal im Divan ist, angesprochen und zu seiner Konzeption angeregt«. <sup>36</sup> Um zu plausibilisieren, warum für Goethe gerade Ovids ›Ars amatoria‹ 1815 besonders präsent gewesen sei, wurde auf die im Frühjahr des Jahres erschienene Teilübersetzung von Jakob Isaak Gerning in dessen ›Erotische[n] Gedichte[n] des Ovid‹ verwiesen. <sup>37</sup> Übersehen wurde dabei jedoch, dass ausgerechnet die kosmogonischen Verse im zweiten Buch der ›Liebeskunst‹ in Gernings Übersetzung *ausgelassen* wurden. <sup>38</sup> Eine Beeinflussung durch die Textstelle bei Ovid setzte

Goethe darüber in regem Austausch mit Knebel stand. Nicht zuletzt aber können die Parallelen bei Ovid – die Goethe zusätzlich gereizt haben mögen – ihrerseits auf das Werk des älteren Lukrez zurückzuführen sein. Von Ovids Wertschätzung für Lukrez (und zumindest Knebels Auseinandersetzung mit Ovid im Hinblick auf Lukrez) zeugt nicht zuletzt das Motto auf dem Titelblatt von Knebels Übersetzung (siehe Anm. 22). Marg (a. a. O., S. 68, Anm. 8) weist immerhin auf Ovids mögliche Quelle für das »Feuerwasser« in ›De rerum natura‹ (VI, 205) (»liquidi color aureus ignis«) hin. Dass Goethe den Namen Ovids gegenüber Boisserée nicht erwähnt habe, deutet Marg als Zeichen einer möglicherweise unbewussten Beeinflussung (ebd., S. 70) oder als absichtliches Verschweigen, da es »zu sehr seine[ ] persönliche[ ] Lage« berührte (ebd., S. 71). Gestützt wird ein Einfluss durch Ovids Verse zumindest durch »Notizen« Goethes aus dem Jahr 1806, der auf eine kosmogonische »Darstellung des Ovid« verweist (zit. nach Marg, S. 71). Vgl. ebd. zu Goethes frühen ›Metamorphosen‹-Lektüren. – Auch Perels (Anm. 3), S. 211, erkennt im »kosmogonischen Mythos« der »Strophen zwei bis fünf« neben »biblische[n] [...] vor allem Ovidianische[ ]« Bezüge; vgl. zu den Ovid-Übernahmen im Anschluss an Marg auch Böhler (Anm. 2), S. 419 und 421.

<sup>36</sup> Marg (Anm. 15), S. 70.

<sup>37</sup> Erotische Gedichte des Ovid. Metrisch übersetzt von Gerning, Frankfurt am Main 1815, S. 114. Die Übersetzung gehört durchaus in den Zusammenhang jener ›heiklen‹ antiken Texte, in dem auch Knebels Properz- und Lukrez-Übersetzungen stehen und deren Entstehung Goethe mit großem Interesse begleitete.

<sup>38</sup> An der entscheidenden Stelle im zweiten Buch der ›Ars amatoria‹, die eine kleine Kosmogonie integriert, um den universalen Liebestrieb aller Geschöpfe zu illustrieren (und letztlich dem Adressaten des Gedichts Ratschläge zu geben, wie die durch Untreue erzürnte Geliebte wieder zu versöhnen sei, nämlich durch »concupitus foedera«, »das Bündnis im Bett«, Ovid, *Ars amatoria*. Liebeskunst. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hrsg. von Michael von Albrecht, Stuttgart 1992 = Universal-Bibliothek 357, v. 462), lässt Gerning diese Stelle wie auch die daran anschließende, in hohem Ton beginnende Kosmogonie in seiner Übersetzung aus; es fehlen die Verse II 461–480.

In den fehlenden Versen liest man bzw. könnte man lesen, hier in der Übersetzung Michael von Albrechts: »Am Anfang aller Dinge war eine verworrene Masse ohne Ordnung, und ein und dasselbe Bild boten Sterne, Land und Meer;

also voraus, dass Goethe genau diese Verse aus der Mitte des zweiten Buchs dennoch vor Augen standen oder dass er die Übersetzung mit einer lateinischen Ausgabe abglich – was zwar nicht abwegig erscheint, aber zumindest in seinen mehrfach dokumentierten Äußerungen über Gernings Übersetzung an keiner Stelle erwähnt wird, weder im Frühjahr noch im Herbst 1815.<sup>39</sup>

bald wurde der Himmel über die Erde gestülpt, das Land vom Meer umgürtet, und das wesenlose Chaos löste sich in die jeweils entsprechenden Teile auf.« (»Prima fuit rerum confusa sine ordine moles | unaque erat facies sidera, terra, fretum; | mox caelum impositum terris, humus aequore cincta est, | inque suas partes cessit inane chaos« (v. 467–470). Es folgen Verse zur Bevölkering der Lebensbereiche mit Tieren und schließlich den Menschen, die »auf einsamen Gefilden umher« (»solis [...] in agris«, v. 473) irrten. Erst die Liebe habe ihrer Rohheit ein Ende bereitet, Mann und Frau lernten das Nötige »von selbst« (»nullo magistro«, v. 479). Daran schließt – nach einer Auslassung von 20 Versen – erst die von Gerning wieder übersetzte Stelle an (v. 481): »Alles Gefiederte liebt; die Fischin mitten im Wasser | Findet, mit wem sie sich eine zum Freudengenuß. | Rosse werden sogar, von den brünstigwüthenden Stuten, | oft durch Thäler und Höhn oder durch Flüsse verfolgt.« (S. 114) Zwischen diesen Versen (v. 481–488) fehlen abermals Verse, die bei Ovid als Exempla noch anschaulich Hirsche, Schlangen, Hunde, Schafe Stiere und Ziegen anführen (v. 483–486). Die Übersetzung von »ales habet, quod amet«, das von Marg (Anm. 15), S. 69, als Parallele zu den »morgenrothen Flügeln« genannt wird, erscheint also immerhin, aber der kosmogonische Zusammenhang fehlt.

- 39 Vgl. Goethes Brief an Gerning vom 8. Mai 1815, in dem er für die »schöne Übersetzung« dankt, zumal »in so wilden, kriegerischen Zeiten [...] die Heiterkeit des glücklichen Römers höchst willkommen« sei (WA IV 25, S. 317), dazu Marg (Anm. 15), S. 72. Boisserée notiert wenig freudig in seinem Tagebuch einen ungelegenen Besuch Gernings in Heidelberg am Tag des Abschieds von Marianne Willemer und Goethe: »Mittags während dem Tisch kömmt Gerning. stört den Abschied – allen eine widerwärtige Erscheinung.« (Sulpiz Boisserée. Tagebücher 1808–1854, hrsg. von Hans-Joachim Weitz. Darmstadt 1978, S. 272) In einem Brief an Knebel vom 21. Oktober 1815 berichtet Goethe dann: »Es ist nichts lustiger, als wenn [Gerning] mit einem solchen Exemplar den jungen Prinzessinnen ein Geschenk macht, die eigentlich nicht wissen, was es heißen soll, wenn die älteren Damen es mit einer schicklichen Miene zu ignoriren suchen.« (WA IV 26, S. 107) Knebel antwortet Goethe darauf am 24. Oktober 1815: »Da [Gerning] mir ein Paar der Exemplare überschickt, so suche ich sie auch jetzt unter die jungen Damen zu bringen« (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel [Anm. 23], Bd. 2, S. 175). Bereits im Mai hatte Knebel Gerning für ein übersandtes Exemplar der »Erotischen Gedichte« gedankt: »Sie, Dichter und Freund, haben [...] durch Kunst und Fleiß die fast etwas üppigen Gefilde des dichterischen Wizes und der Fantasie durchwandert, und ein kleines Büchelchen / zur Welt gebracht, das aber viel ge-

Bei der Konzentration auf den Pan-Erotiker Ovid als Prätext für Goethes ›Wiederfinden‹ wurde aber Lukrez' Epos als mögliche und sehr viel plausible Quelle für Ovids Dichtungen übersehen.<sup>40</sup> Man kann dort durchaus eine Entsprechung des feurig fließenden Äthers zum »Feuerwasser« in der Fassung der Reinschrift von ›Wiederfinden‹ feststellen oder auch die Beschreibung von Dunst, Dampf und dichtem Gewölk als Parallele zum »Trüben« erkennen. Doch aufschlussreichere Erkenntnisse eröffnet ein genauerer Blick auf das eilige Ergreifen und ›Raffen‹ in der fünften Strophe von Goethes Gedicht, wenn man die Verse im Kontext von Lukrez' atomistischer Lehre liest.

### III. Atomistische Devianz: clinamen und Willensfreiheit

Die vorhin geschilderte Attraktion durch die allbewegende Venus erscheint bereits bei Lukrez als allegorische Schilderung eines elementaren Prozesses.<sup>41</sup> Auf im Wortsinn elementarer Ebene sind für Lukrez bekanntlich die kleinsten, dem Auge nicht mehr wahrnehmbaren, nicht mehr teilbaren Teilchen entscheidend, die Atome. Aus ihnen besteht seiner Ansicht nach die Welt, und zwar alles, was sich darin befindet, sofern es nicht leerer Raum ist – die »ungemeßnen Räume« des Gedichts. Es gibt laut Lukrez sehr unterschiedliche Formen von Teilchen, aber manche gehören eben zusammen – wie bei der Erdentstehung oben zitiert. Man kann also den geliebten »Widerpart« der ersten Strophe von ›Wiederfinden‹ tatsächlich als Gegen-Teilchen, als ergänzende Partikel lesen.

fälliges und Schönheit enthält. Haben Sie Dank für das liebe Geschenk. Es verdient den Rang unter unsern besten Uebersetzungen, und sowohl der Sinn als der Vers scheint Ihnen überall gelungen.« (Brief von Knebel an Gerning vom 12. Mai 1815, Freies Deutsches Hochstift, Hs-4709)

- 40 Mit der Ausnahme von Margs Hinweis auf das »Feuerwasser« in ›De rerum natura‹ (VI 205; siehe Anm. 35). Bezogen auf Ovids ›Metamorphosen‹ unterstreicht Marg im übrigen, dass Goethe vielfach seit seiner Jugendzeit »die Anfänge von größeren Dichtungen auswendig« wusste (ebd.); eine Vertrautheit mit dem Venus-Prooemium am Beginn von Lukrez' ›De rerum natura‹ (das Marg nicht erwähnt) kann aber nicht zuletzt wegen des Austauschs mit Knebel ohnehin vorausgesetzt werden.
- 41 Vgl. Klaus Binder in Lukrez, Über die Natur der Dinge (Anm. 28), S. 250, zum allegorischen Charakter der Anrufung.

Die Atome sind nach Lukrez' Ansicht in ständiger Bewegung begriffen. Sie würden allerdings rettungslos senkrecht in die Tiefe rasen und dort zusammenklumpen, wenn sie nicht a) mit anderen kollidieren und so in andere Richtungen gestoßen würden und wenn nicht b), und das ist entscheidend, vor allem das *clinamen* stärker wäre. *Clinamen*, das ist die »Abweichung«, ein »Ruck«,<sup>42</sup> der die Atome veranlasst, sich in andere Richtungen zu bewegen – zum Beispiel auf ein anderes Atom hin. Unter diesen Bedingungen wird der ungläubige Ausruf der ersten Strophe von ›Wiederfinden‹ verständlich: »Ist es möglich«, dass man zweimal aufeinandertrifft? Möglich ist es, wenn man, wie es Lukrez ganz entschieden tut, einen freien Willen annimmt, der allein alle Bewegungen regiert.

Wenn nicht läge der Grund, der auf Abweichungen hinzielt,  
 Schon in den ersten Keimen des Stoffs, zu zerreißen des Schicksals  
 Bande [...],  
 Woher ließe sich dann der *freie Wille* gedenken?  
 Dieser dem Schicksal entrissene *Wille* der lebenden Wesen,  
 Durch den jegliches geht, wohin es die *eigene Lust* führt.  
*Auch wir beugen die Richtung, in unbestimmtem Zeitlauf,*  
*Und an unbestimmtem Ort, nach eigener Willkühr.*  
 Denn wer zweifelte noch, daß unsrer Bewegungen jede  
 Erst im *Willen* entsteht [...]?

unde est haec, inquam, fatis avolsa, *voluntas*,  
 per quam progredimur, quo ducit quemque *voluptas*;

42 Vgl. Marcus Deufert, Kritischer Kommentar zu Lukrezens ›De rerum natura‹, Berlin und Boston 2018, v. a. S. 80 f. – Für Lukrez wurde das *clinamen* besonders deutlich bei der Beobachtung von Staubpartikeln, die »im Strale der Sonne« (II,113 f.) herumwirbeln. Sie belegen für ihn als kleinste mit bloßem Auge sichtbare Teile die Bewegungen winziger, für uns unsichtbarer Atome: »Also steigt von Stoffen empor die Bewegung, und zeigt sich | Unseren Sinnen zuletzt: so daß sich auch jene bewegen, | Die wir im Sonnenlichte zu sehn vermögen; der Stoß nur, | Welcher solches bewirkt, erscheint nicht deutlich dem Auge.« (Lukrez (Knebel), Bd. 1, S. 107, II 111–140) Bezieht man das Bild der »Sonnenstäubchen« (Lukrez (Knebel), Bd. 1, S. 10 in der »Übersicht des zweiten Buchs«) auf die Funktion der »Morgenröthe« in ›Wiederfinden‹, so ergibt sich, dass die Dichtung es zwar vermag, eben dieses »Wiederfinden« darzustellen, Dauer verleihen kann sie ihm aber nur im Bereich der poetischen ›Möglichkeit‹, vgl. dazu den Schluss dieses Beitrags.

*declinamus* item motus, nec tempore certo,  
 nec regione loci certa, sed uti *ipsa tulit mens?*  
 nam, dubio procul, his rebus sua quoique *voluntas*  
 principium dat [...].<sup>43</sup>

Wenn sich also wiederfindet, was »sich angehört«, und wenn diese Wider-partie die Abweichung, die Wende vollziehen, dann wird ihre gemeinsame Bahn »gekehrt«, gewendet, zu »ungemeßnem«, nämlich undeterminiertem Leben aus beider freiem Willen. Lukrez sagt an keiner Stelle deutlich, woher dieser freie Wille stammt, aber wenn man das Venus-Prooemium bedenkt, erscheint es plausibel, den erotischen Impuls als verursachendes Principium zu sehen – und damit ist die Freiheit eines Lukrezischen Menschen letztlich doch ein wenig in Frage gestellt. Das Wir des Gedichtes blendet dies hier eilig aus – nicht aber Goethe, wie am Ende dieses Beitrags deutlich werden wird.

Goethe hat insbesondere diese Stelle aus dem zweiten Buch von ›De rerum natura‹, an der es um die Abweichung der Atombewegungen und die Willensfreiheit geht, noch 1821 exzerpiert, als er eine Vorrede zu Knebels Lukrez-Übersetzung konzipierte, möglicherweise aber auch bereits im Hinblick auf seinen Plan, eine eigene Schrift über Lukrez zu verfassen. Die Exzerpte vermerken »Fall der Körper II 216«, »Beugen der Stoffe« und »Wenn nicht läge der Grund, der auf Abweichungen hinzielt, | Schon in den Keimen des Stoffs II 250. 282«. <sup>44</sup>

Dennoch gab es eine Fundamentalthese des Römers, die Goethe keinesfalls akzeptieren konnte. Sie betraf die Sterblichkeit der individuellen Seele, die Lukrez' radikaler Materialismus zu beweisen versuchte. Als Remedium gegen diesen von Goethe bekanntlich nicht »statuier[ten]«<sup>45</sup> Gedanken lässt sich seine Privat-Monadologie lesen, die er 1813 kurz nach Wielands Tod formulierte. »Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft«, so Goethe, nehme er »verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile

43 Lukrez (Knebel); Bd. 1, S. 115/17 (II 252–262), Hervorhebungen von Verf. Vgl. zum Verhältnis von ›clinamen‹ und freiem Willen Deufert (Anm. 42), S. 80 f.

44 WA I 42/2, S. 448–451.

45 Zu Goethes Diktum »den Tod aber statuier ich nicht« im Gespräch mit Ernst Förster vgl. Goethes Gespräche. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig, 5 Bde., Zürich und Stuttgart 1965–1987, hier: Bd. 3/2, S. 289.

aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden«. Unter diesen seien einige »stark und gewaltig« und pflegten »daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges [...] zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt.« Diese Existenzen nennt Goethe »Weltmonaden, Weltseelen«. Bemerkenswert sind im Kontext des Gedichtes ›Wiederfinden‹ besonders Goethes Äußerungen über das Erinnerungsvermögen dieser Weltmonaden. Denn, so Goethe:

Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schoße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtnis ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetzestafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anstrengung, sondern durch einen in Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war.<sup>46</sup>

Daher könne er »für Monaden durchaus keine andere Bestimmung annehmen [...], als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut.«<sup>47</sup> Nimmt man den lukrezischen Panerotismus als Ursache der willentlichen Abweichung aller Seelenbewegungen zusammen mit dieser Privatmonadologie, die naturwissenschaftliche Erkenntnis und menschliche Schöpfungskraft als Erinnerung der unsterblichen Weltmonaden an ihre göttliche Abkunft propagiert, dann erscheinen die beiden Liebenden des Gedichtes ›Wiederfinden‹ als solche gewaltigen Weltmonaden, deren Erinnerung an die Schöpfung und deren Einsicht in die Weltgesetze in den Strophen 2 bis 5 geschildert wird, deren Autonomie, deren Macht zur willentlichen Abweichung aus der Kraft des Eros aber die rahmenden Strophen gestaltet.

46 Goethe im Gespräch mit Johannes Daniel Falk, 25. Januar 1813, in: Goethes Gespräche (Anm. 45), Bd. 2. S. 771–775.

47 Ebd., S. 775 f.

Die Schlussverse der fünften Strophe – »Allah braucht nicht mehr zu schaffen, | Wir erschaffen seine Welt.« – erweisen sich so als Schnittstelle synkretistischster Gedanken. Der Gottesname verweist auf einen eigentlich epikureischen Gott, der in entrückter Ferne die menschlichen Geschehnisse heiter ignoriert, wobei die sich liebenden »Weltmonaden« ja nicht nur eine, sondern »seine Welt« erschaffen. Sie erdichten Allah und seine Schöpfung – und damit zugleich die Basis für ihr eigenes Wiederfinden. Die *Hast*, mit der dieses Sich-Ergreifen geschildert wird, und das »Wenn nur« in Strophe 5 deuten auf den prekären Status dieser Vereinigung hin. Das sprechende Wir schwebt also *ironisch* im romantischen Sinne über dem Abgrund der eigenen poetischen Daseinsberechtigung. Und tatsächlich scheint sich Goethe in diesem Gedicht romantische Poetik aus dem Geist des antiken Materialismus anzueignen. Denn Verweise auf Faktur und Produktionsbedingungen des Gedichtes finden sich vom Anfang bis zum Ende,<sup>48</sup> die Schöpfung erfolgt aus einer reichen Urmaterie literarischer Tradition. Es beginnt mit dem Titel, dessen »Finden« auf die *inventio* der Poetik verweist, und es geht weiter mit der Frage nach dem *Möglichen*, das von der Forschung mit den aristotelischen Thesen zur *Fiktion* in Verbindung gebracht wurde.<sup>49</sup> Wenn Gott die Schöpfung zunächst *ordnet*, entspricht dies der *compositio*,<sup>50</sup> während in dem »Wort« »Es werde« *elocutio* und *actio* in eins fallen – es ist eben jene *Crux*, mit der Faust bei der Übersetzung des Logos kämpft. Dabei erweist sich das »Es werde« allerdings eher als das unbedingte arabische »koun« aus der 2. Sure – das Goethe auch exzerpiert hat<sup>51</sup> – als das spezielle »Es werde Licht« der Genesis. In jedem Falle unterbietet es in seiner Kürze noch das Bibelzitat, das Pseudo-Longin in seiner Schrift ›*Peri hypsous*‹ als Beispiel für erhabene Rede angeführt hatte; Gottes »erhabene Schöpfungslust« im Gedicht

48 Hierzu gehört auch das Exponieren des dichterischen Mediums, der Sprache, durch die Bezüge auf »erklingend Farbenspiel«, »das ›Ach‹ [...] und das ›Verstummen‹« (Groddeck [Anm. 2], S. 178).

49 WöD 2, S. 1293, und Groddeck (Anm. 2), S. 171 f., zu Aristoteles, Poetik 1451 b.

50 Vgl. zur Abfolge der ›Fertigungsschritte‹ der (rhetorischen) Schöpfung detailliert Groddeck (Anm. 2), S. 174.

51 Wie Birus (WöD 2, S. 1295) gezeigt hat, entspricht die schlichte Form »Es werde!« der zweiten Sure des Koran (2,117), in der es über den Willen des Schöpfers heißt, er brauche nur »sei!« zu befehlen; Goethe hat dies aus Chardins ›*Voyages en Perse*‹ exzerpiert. Vgl. WöD 1, S. 688, und Bosse (Anm. 23), Bd. 1, S. 486.



Wie man aus ähnlichen Lettern, nur durch die geringe Versetzung,  
Worte bildet verschiedenen Lauts, verschied'ner Bedeutung.

[verba quoque ipsa | inter se paullo mutatis sunt *elementis*]

(I 912–914)

Lukrez vergleicht dort die atomistische Zusammensetzung der Dinge mit anagrammatischen Umstellungen, bei denen sich unterschiedliche Verse, Töne, Bedeutungen aus den EL-EM-EN-TA,<sup>54</sup> den Buchstaben des Alphabets ergeben, als wären sie die DNA der Sprache und der Schrift.<sup>55</sup> Auch Goethes Gedicht operiert, wie gesehen, virtuos mit lautlichen Effekten. Dazu gehören auch virtuelle Sprachspiele wie im Falle der »Morgenröthe«. Bekanntermaßen liest der versierte ›Divan‹-Leser hier den Reim »Goethe« mit,<sup>56</sup> so dass nach dem dröhnenden Schweigen nach der Schöpfung durch »Morgenröthe«/Goethe der Klang, die Poesie in die Welt kommt. Die Verbindung von »Morgenröthe« und Poesie war aber eine Lieblingsidee der Frühromantiker, die sich dabei auf eine antike Überlieferung beriefen. Sie besagte, dass bei Sonnenaufgang die sogenannten Memnonskolosse im ägyptischen Theben zu tönen begannen; die mythologische Auslegung erklärte, dass hier Eos, die Göttin der Morgenröte, die Statuen ihres vor Troja gefallenen Sohnes grüße und diese klingend den Gruß erwiderten.<sup>57</sup> Am prägnantesten erscheint die

54 Eine besondere Aufmerksamkeit auf ›alphabetische‹ Letternspiele in orientalisierender Lyrik zeigt sich auch darin, dass Knebels Übersetzung der »arabische[n] Elegie« eigentlich als »Lāmiyat al-'Ağam (›L-Gedicht des Fremden‹)« des Dichters Tograi bekannt war, bei dem alle Reimwörter auf -lām endeten; vgl. Bosse (Anm. 23), Bd. 1, S. 505.

55 Für der antiken Schriftkultur kundige Leser wie Knebel oder Goethe war die ›atomistische‹ Betrachtung von Buchstaben vermutlich noch plausibler, wenn die Tradition der scriptio continua ohne Spatien und Interpunktion vorausgesetzt wurde.

56 Zum »ironisch gebrochen[en]« »narzisstische[n] Moment« in ›Wiederfinden‹ mit Bezug auf den Reim Morgenröthe/Goethe vgl. Groddeck (Anm. 2), S. 180.

57 Vgl. zur Memnon-Faszination der Frühromantiker Bettine Menke, *Prosopopoiia. Stimme und Text bei Brentano, Hoffmann, Kleist und Kafka*, München 2000, S. 217–259. Vgl. ebd., S. 396, das Zitat aus Herders ›Ältester Urkunde des Menschengeschlechts‹ mit der Verknüpfung von Memnon-Statue, Morgenröte, Welterschaffung und kosmischer Harmonie: »Memnon war ein Sohn der Morgenröthe und seine Bildsäule klang bei Aufgang der Sonne. [...] Sein Stein klingt – ein Orakel in sieben heiligen Lauten, die wir schon als Sinnbild des Welt- und

frühromantische Auslegung bei Novalis, der an Hemsterhuis angelehnt bemerkt: »Der Geist der Poësie ist das Morgenlicht, was die Statue des Memnon tönen macht.«<sup>58</sup> Goethe scheint also auch hier ›ironische‹ Appropriation eines frühromantisch-poetologischen Topos zu betreiben, wenn »Morgenröthe«/Goethe die Poesie erzeugt und Orient, Farbenlehre und antik-materialistische Weltanschauung Pate stehen statt ›neu-deutsch religios-patriotischer‹ Poetik. Und wenn schließlich am Ende des Gedichtes, dessen »Wir« ja eine gemischtgeschlechtliche *Sym-  
poesie avant la lettre* impliziert – wenn hier also am Ende die Nacht den Bund mit tausend Sternen besiegelt, so nutzt sie offenbar Goethes Petschaft, denn sein Wappen zeigte den »herrlichen Morgenstern«,<sup>59</sup> und darüber noch einen zweiten, auf der Helmkrone scheinbar schwebenden kleinen Stern (Abb. 1 und 2).

Zwei Sterne also? Oder doch einer, der ›eins und doppelt‹ ist? Die trotzig behauptung am Gedichtende, dass man nun untrennbar – griechisch *a-tomos* – sei, im Vollgefühl der eigenen logothetischen Macht und des freien Willens, funktioniert nur im Bereich der Poesie, im Bereich des »[M]öglich[en]«. <sup>60</sup> In der Realität schrieb Goethe an Knebel am 21. Oktober 1815, nach viermonatiger Briefpause: »Zu meiner Ent-

Schöpfungsklanges und als Summe der Priesterhymnen kennen [...] als lebendiger Ausdruck der Welterschöpfung.«

58 Novalis. Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, hrsg. von Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel, 3 Bde., München 1978–1987, hier: Bd. 2, S. 216. Vgl. dazu Menke (Anm. 57), S. 218, mit Hinweis zur (verfälschenden) Übersetzung nach François Hemsterhuis' ›Alexis, oder vom goldenen Zeitalter‹. Laut Hemsterhuis bedeute eigentlich die Poesie für die Wahrheit dasjenige, was die Morgenröte (»l'Aurore«) für die Memnon-Statue sei, indem sie diese erhelle und zum Sprechen bringe (»qu'elle éclaire, et qu'elle fait parler«), vgl. Menke, S. 226.

59 So Goethe im Brief an Carl August vom 24. Dezember 1775; WA IV 3, S. 8. Marianne Willemer erwähnt den »kleine[n] Stern« später in einem Brief an Goethe vom »[etwa 20.] September 1823« (Marianne und Johann Jakob Willemer, Briefwechsel mit Goethe. Dokumente – Lebens-Chronik – Erläuterungen, hrsg. von Hans-J. Weitz, Frankfurt am Main 1965, Nr. 125, S. 142 f.; vgl. dazu Weitz, ebd., S. 419). – Diese Dimension des »Sterns« fügt sich in das bedeutungsvolle Spiel mit Siegeln und dergleichen im Kontext des ›Divan‹, wo es im Gedicht ›Segenspänder‹ über den »Siegelring« heißt, er berge »Den höchsten Sinn im engsten Raum« (WöD 1, S. 14).

60 So auch Groddeck (Anm. 2), S. 181.

schuldigung möchte ich dir recht bald erzählen, *wie ich seit 4 Monaten, als ein Ball, von mehr guten als bösen Ereignissen hin und wieder geworfen worden.* Denn es ist doch wohl seltsam genug, wenn ich gestehen muß, daß ich mehr dem Willen anderer als dem meinigen gefolgt bin.«<sup>61</sup> Knebel wird die Anspielung verstanden haben.



Abb. 1. Goethes Wappen: Silberner Stern in blauem Feld, über einem gekrönten Helm ragt ein zweiter Stern empor, 1782 (nach: Robert Koenig, *Deutsche Literaturgeschichte*, 16. durchgesehene und vermehrte Auflage, Bielefeld und Leipzig 1885, S. 447, Abb. 152).



Abb. 2. Goethes Briefsiegel (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Inventar-nummer: Cod. Ms. P.A. Grun G 3 : 30; Foto: Martin Liebetrueth, 2016; <https://hdl.handle.net/21.11107/6ba2d42f-c3be-4a34-b254-fcb61b111ca6>, Zugriff: 4.10.2021)

61 WA IV 26, S. 104, Hervorhebung von Verfasserin.